

Teilabdruck aus:

Walter Gödden

Traumata

Psychische Krisen
in Texten von Annette von Droste-Hülshoff
bis Jan Christoph Zymny

Ein Materialienbuch

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2021

Die vorliegende Veröffentlichung erscheint im Rahmen des Projekts
»Outside I Inside I Outside. Literatur und Psychiatrie«
gefördert von der LWL-Kulturstiftung und vom Land Nordrhein-
Westfalen. Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport

LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.



**Ministerium für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Publiziert von
Aisthesis Verlag Bielefeld 2021
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de

Open Access ISBN 978-3-8498-1658-2
Print ISBN 978-3-8498-1766-4
www.aisthesis.de



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

MINDERWERTIGKEITSGEFÜHLE in Andreas Mands Roman *Der zweite Garten* (2015)

Frustrierender geht's nimmer. Andreas Mands Roman *Der zweite Garten* (2015) handelt von einem Schriftsteller, der im Leben festsitzt und sich deplatziert fühlt. Er ist inzwischen Anfang fünfzig und die Alterszipperlein sind nicht mehr zu verleugnen. Es wird authentisch berichtet, was aus einem ehemaligen Rebellen und gescheiterten Künstler geworden ist: ein schlichter Hausmann, der sich in seine Rolle gefügt hat und sich als doppelter Familienvater mit dem Kleinkram des Lebens herumschlägt. Am Literaturbetrieb nimmt der Erzähler – und der Selbstaussage nach »Ex-Autor« – zwar noch teil, aber nur noch als ferner, skeptischer und desillusionierter Beobachter. Der:Die Leser:in beobachtet ein allumfassendes Desaster, abzulesen am Protokoll einer fortschreitenden psychischen Deformation.

Der Ich-Erzähler funktioniert, weil er funktionieren muss. Die Isolation nimmt zu und das Innenleben verkümmert in Alltagsroutinen. Der ehemalige Autor weiß nicht einmal mehr, ob er sich überhaupt noch Schriftsteller nennen darf. Denn es ist Jahre her, seit sein letztes Buch erschienen ist. Wird er jemals wieder einen Verlag finden? Und wie sollte er sich an ihn wenden? Wird man ihm nicht entgegenhalten, dass seine Texte sowieso keine Leser:innen finden und unverkäuflich seien? »Auch wenn ich hier jeden Morgen sitze und schreibe, mit meinem Selbstbild oder auch der Außenwirkung hat das kaum noch was zu tun. Es ist nur vermutlich das Letzte, das mich zusammenhält.« (S. 149)

Für den Erzähler ist das Leben »zerhäckselt von Alltagspflichten und Terminen« (S. 187). Er kümmert sich um den Haushalt, seine beiden 11- und 15-jährigen Söhne, den Garten (der »in Schuss gehalten« werden muss), die Renovierung des Hauses, die altersschwache Mutter, das kaputte Auto, die Steuererklärung, eine neue Brille, besucht einen VHS-Kurs zum Thema »Indische Vegetarische Küche« (S. 326) usw. usf. Im Roman wird all das ellenlang und nahezu masochistisch genau geschildert. Für den Erzähler ist das alles verlorene Zeit. Wie die folgende Mini-Episode bestätigt:

Optikerkette II bietet kostenlose Gestelle. Da werde ich ein schon vorhandenes mitnehmen und freue mich schon auf die absurde Debatte. So trickst man sich durch den November. Täglich rechne ich mit der Gasabrechnung. Alles aufschreiben, was passiert, sagt Jack Kerouac, aber auf den heimischen 121 qm passiert gerade nicht so viel. Die Jahre fließen dahin und, was schlimmer ist, sie fließen ineinander. (S. 42f.)

Für das Schreiben, das einen letzten Rettungsanker bildet, bleiben dem Erzähler täglich, wenn überhaupt, nur ein paar Morgenstunden. Und dann sind da noch die Szenen einer zänkischen Ehe. Miriam, gestresste Gymnasiallehrerin, nörgelt beständig an ihm und seiner »negativen Art« herum. »Geh weg, ich kann mich nicht um dich kümmern«, sagt sie, »geh weg, ich will fernsehen. Geh weg, ich bin kaputt. Geh weg.« (S. 28) Sie führt dem Erzähler sein Scheitern umso deutlicher vor Augen: »Jetzt ist keins deiner Bücher mehr lieferbar, stimmt's?« (S. 96) Als sie ihm vorschlägt, mit sechzig aus dem Berufsleben auszusteigen, antwortet er sarkastisch: »Kein Problem, dann bin ich 64 und werde Stadtschreiber oder was.« (S. 129) Als »richtige« Lektüre empfiehlt sie ihm handwerkliche Texte über die Wärmedämmung des alten Hauses und das Verlegen von Pflastersteinen.

Der Garten ist der nächste Zankapfel:

Ich gehe [im Internet] auf Gärtnerseiten, um über die Beschreibung der Krankheiten vielleicht zu einem Neuansatz zu kommen. Der Aufwand scheint höher zu werden als bei meinen letzten Romanen. Noch schlimmer, dass ich gleich sehe, was ich im Garten falsch gemacht habe. Bin also auf ganzer Linie gescheitert, habe das Apfelbäumchen nicht richtig gehegt ... (S. 76)

Gestern trat ich aus der Tür, das Wetter war von drinnen nicht recht zu beurteilen. Was mir wirklich die Sprache verschlug: Miriam hatte alle Äste und Zweige vom Rasen gesammelt und einen Haufen errichtet. Einen riesigen Gesamthaufen nämlich, den sie wahrscheinlich hübsch ordentlich fand, der mich aber gleich wieder entmutigte. Denn irgendwer, also wahrscheinlich ich, muss das alles wieder sortieren: in Zweige,

die geschreddert werden können und dickere Aststücke, die man abfahren muss. Räumt sie den Garten auf, damit die Nachbarn nicht schlecht von uns denken? Wollte, sagt sie, die neue Outdoorjacke ausprobieren. (S. 127f.)

Dabei ist die Ehe gar nicht mal vollständig zerrüttet, sondern eine Allerweltsbeziehung, in die sich bestimmte Rituale eingeschlichen haben:

Abends ein friedlicher Moment. Umarmungen und Küsse. Keine heißen Bettszenen, nein. Steht vor mir und bedankt sich dafür, dass ich sie immer noch liebe, und ja, das tue ich im Rahmen meiner bescheidenen Möglichkeiten und angepasst an ihren Stundenplan. (S. 131)

Dachte, ob es stimmt, dass man im Alter die Wahl zwischen Depression und Lüge hat. Wer sagte das, Miriam? Sind wir denn alt? Jedenfalls ist es kälter geworden. Wo sind die langen Unterhosen hin und habe ich noch Vogelfutter daheim? Eben, als ich zum Bäcker wollte, ging ein kalter Schauer nieder, und ich sah zu, dass ich wieder herein kam. (S. 119)

Was bist du für ein Blödmann, denke ich, aus einem viel zu frühen Mittagsschläfchen hochschreckend. Nichts kriegst du hin, und sie wird ja einen schönen Eindruck kriegen, wenn sie zurück kommt. Was ist mit Frühjahrsputz oder der alten Idee, jede Woche ein neues Verschönerungsprojekt? Streichen und reparieren und solltest noch mal die Bücher ausleihen, wie Pflastern geht. Die Wahrheit ist, es sind nicht ihre Ansprüche, die mich bedrängen, sondern meine. (S. 144)

Auch die gesundheitlichen Probleme des Erzählers nimmt Miriam nicht ernst und tut sie als psychosomatische Symptome seines Weltschmerzes ab. An einer Stelle kontert er: »Ich würde dich nicht verlassen, aber mit eigener Wohnung würde ich mir das nicht so lange anhören.« (S. 260) Das abendliche Joggen ist für ihn zum Sex-Ersatz geworden. »Ich gehe mit dem Körper um wie mit Haus und Auto: versuche, sie über die Zeit zu bringen, und freue mich über die neue TÜV-Plakette. Teure Reparaturen sind nicht drin und grundsätzlich sanieren kann man das auch nicht mehr.« (S. 199) Gemeint sind damit Rückenschmerzen durch zu

langes Liegen im Bett oder Hocken am Schreibtisch – oder durch falsche Kleidung beim Lauftraining, das zum Kompensationsmodell geworden ist. Als seine Frau ihn fragt »Ich denke, du hast Rückenprobleme?«, antwortet er: »Die habe ich zu Hause, auf Reisen nie.« (S. 248)

Über all dies ist der Erzähler zum Schönwetter-Muffel geworden:

Wahrscheinlich typisch, dass meine Laune umso tiefer sinkt, je heller und frühlingshafter es draußen wird. Offenbar kann ich bei tagelangem Regenwetter, schaurigem Eissturm und Schneematsch mich noch irgendwie wohl fühlen. Aber kaum deutet sich Besserung an – lebhaftes, weißes Wölkchen von einem lustigen Wind vor einen, nun ja, himmelblauen Hintergrund getrieben, leuchtende Zweigenden und vorwitzige Knospen und am Fliegengitter des Kellerfensters klettert eine Feuerwanze –, ver-rutscht mir die Stimmung. (S. 144)

Seine Kinder tun ihm leid, bei einer Mutter aufzuwachsen, die »wie ein vollautomatischer Problemstaubsauger durch die Wohnung fährt«, und einem »krankheitsbedingt entmutigten Vater« (S. 98), dessen Sarkasmus alles überschattet. Er bilanziert:

Kinder haben, altes Haus am Hacken, in der Provinz wohnen: jede For-derung Miriams, jedes meiner Zugeständnisse haben uns tiefer verstrickt. Wobei ich mir zugute halte, einige Fehler verhindert zu haben. Wie viel habe ich uns erspart allein durch Nichtanschaffung von Neuwagen. So viel kannst du als Autor gar nicht verdienen. (S. 168)

Der Erzähler weiß, dass sich an seiner Situation nichts ändern wird. Weder Miriam noch sonst jemand wird ihn dazu bringen, sein Leben zu ändern (»habe versucht, alles anders zu machen, und was ist daraus geworden?«, S. 62):

Eine Trennung will sie nicht. Glaubt wahrscheinlich immer noch, dass sie mich irgendwie rumkriegen kann. Dass ich doch noch vernünftig werde, natürlich ohne meine sonstigen Verpflichtungen zu vernachlässigen. Aber genau so wenig wie sie etwas ändert – könnte ja wieder auf halbe Stelle

gehen oder sich wegbewerben oder was weiß ich – ändere ich etwas. Entwerfe eine Strategie, die Hypothek loszuwerden und fange ein neues, großes Manuskript an. Dummerweise erhöht beides die momentane Belastung. (S. 223)

Die auch eine Frage des Alters ist. »Ich bin ein schmaler, grauer Mann geworden mit unklaren Beschwerden und bewege mich, wenn es stimmt, was ich heute fühle, auf ein umfassendes Scheitern zu.« (S. 211) Von anderen wird er für seine gesellschaftlich »unproduktive« Rolle offen oder hinter vorgehaltener Hand gehänselt und gedemütigt:

Abends Party. Einer fragte quer über den Tisch: »Was schreibst du gerade?« Ich murmelte Ausweichendes ... Mein Platz etwas ungünstig auf einem Klappstuhl zwischen den zuletzt gekommenen Gästen, auch deutlich niedriger als sie. (S. 77)

Doch mit alledem hat sich der Anti-Held arrangiert. Was auch für seine Missstimmungen gilt. »Ich fühle mich ungelenkt, ungeliebt, unausgeschlafen: also ganz normal.« (S. 202) An anderer Stelle: »Einsamkeit ist wie eine Hautkrankheit, die man nie ganz los wird.« (S. 62) Er fühlt sich nicht nur sprichwörtlich unwohl in seiner Haut. Seine C&A-Kleidung (braunes Cord-Sakko) erscheint ihm ebenso unpassend wie sein warmer Wintermantel (»Wieder war alles falsch.«, S. 151).

Er fühlt sich eingepfercht wie in einem Käfig. Das gemeinsame Haus in Minden ist inzwischen stark sanierungsbedürftig, aber noch nicht abbezahlt. Überhaupt Minden: »Ich will nicht mehr in Minden leben« (S. 7), sagt seine Ehefrau schon auf der dritten Seite des Romans. »So bald wie möglich ziehe ich aus dieser Stadt weg« (S. 357), wird später einer der Söhne sagen. Der Erzähler selbst spricht von einer »doo-fen, kleinen Stadt« (S. 148) und den »langen Gesichter[n]« (S. 180) der Einheimischen, die man inzwischen auch an sich selbst feststellt: »Hier zu hocken und den Vögeln beim Scheißen zuzusehen, kann's doch nicht sein.« (S. 101) Sämtliche Fluchtgelüste ersticken jedoch in Pragmatismus:

Könnte ich überhaupt noch umziehen, ach, ich glaube doch. Ich würde das Gepäck reduzieren, die LPs wegwerfen oder verschenken, ich würde alle verschimmelten Taschenbücher ins Altpapier geben und den Großteil meiner Manuskripte dazu. Aber das ist ja sowieso Quatsch. Wieso sollte ich umziehen und als was denn. (S. 104f.)

Wie lässt sich ein solches Leben überhaupt ertragen? Die Literatur ist – trotz allem – ein letzter Hoffnungsschimmer. Doch der Literaturbetrieb ist in weite Ferne gerückt. »Niemand kennt meine Bücher. Aus der Sicht ernsthafter Leser existieren sie nicht.« (S. 15) Der Erzähler gesteht sich ein, dass seine Schreibambitionen irgendwann »gekippt« und zum »nebensächlichen Hobby« verkommen seien. Und fragt sich: »Ist Schreiben etwas, das man genauso verlernen kann wie die Art und Weise, ein vertracktes Batteriefach zu öffnen?« (S. 277) »Bei der Arbeit war ich oft unzufrieden. Fand meine Worte ungenau, meine Sätze zu langsam.« (S. 346) Jede Manuskriptseite ist ein neuer Kampf – und doch lebenswichtiges Elixier.

Unter solchen Vorzeichen bezeichnet er den Versuch, wieder Anschluss an die »vergebliche Branche« Buchmarkt zu bekommen, als Schwachsinn: »Erfolgreicher Autor, dachte ich, davon gibt's Millionen. Am Ende genau so viele, wie in der Autoindustrie arbeiten.« (S. 342) Optimistische Momente versinken gleich wieder in zentnerschwerer Depression: »Berlin, denke ich, während wir über die A2 brausen. Alle Verlage sind inzwischen dort, jede Form von Medienindustrie. Früher oder später muss man den Staub von den Füßen schütteln, die Winter in der engen Schimmelbude, ... die Frühjahre und Sommer mit Gartenarbeit hinter sich lassen, die provinzielle Verblödung und familiäre Blitzableiter-Funktion.« (S. 100f.)

Doch, wie immer, folgt auf eine Phase der Hoffnung der Rückfall in Alltagsstagnation:

Wenn mir nun eine kluge Fee sagte, und höchstwahrscheinlich hätte sie das holde Antlitz Miriams: »Du wirst, was du vorhast, nie erreichen. Dein Schreiben wird von hier aus immer privater werden. Du wirst keine Aufmerksamkeit mehr bekommen, der Buchmarkt wird sich so und so

entwickeln bzw. abwickeln, du wirst schon vor deinem Tod vergessen sein, und nachher erst recht!« Was würde ich antworten? (Es wäre egal.) (S. 135)

Der Erzähler hadert damit, dass der ignorante Literaturmarkt mit seiner Art des »ehrlichen« Schreibens nichts anfangen könne, also mit der naturalistischen Wiedergabe dessen »[w]as in [s]einem Kopf ist«, der Form eines »Hirnsca[n]s[s]« (S. 174) bzw. seines endlosen Liveromans: »[I]ch schreibe mit, was passiert oder nicht passiert.« (S. 77) Das Problem ist nur: Es passiert einfach nichts Erwähnenswertes: »10 Seiten über nichts: So ist das Leben.« (S. 139)

An solchen Stellen entpuppt sich *Der zweite Garten* als Roman über das Romanschreiben. Er berührt über die Schilderungen einer Außen-seiterexistenz hinaus grundsätzliche poetologische Fragen, speziell die der Flucht in künstliche Fiktionalität. Der Erzähler: »Ich mag es, wenn Bücher unliterarisch werden, wenn ich das Gefühl habe, jetzt baut sich die Verbindung auf zwischen diesem entfernten oder längst vergangenen Leben und meinem blöden, vereinzelt Alltag hier.« (S. 331)

Solche Zitate schlagen eine Brücke zu Mands früheren Romanen. Schon in *Das rote Schiff* (1994) lässt er seinen Anti-Helden Paul Schade sagen: »Ich dachte über mein Leben nach. Leider fiel mir nichts ein.«¹ Mosaikstein für Mosaikstein begleitet der:die Leser:in Mands Protagonist:innen von frühester Jugend an über ihre Studienzeit und frühen Ehejahre bis ins desillusionierende Alter – und parallel dazu als Kapitel deutscher Wirklichkeit. »Andreas Mand schreibt Ansichtskarten aus der Hölle, aus der schrecklichen Zeit, als man noch jung sein mußte«, hieß es über eines seiner Bücher.² Der Autor habe die Mentalitätsgeschichte seiner Generation so genau beschrieben wie »wohl kaum ein anderer Schriftsteller«, »so genau, lakonisch und trocken-ironisch«³. Was Mand festhalte, sei die »müde Stimmung der Nach-Achtundsechziger«, durchdrungen vom Weltschmerz und der »schwarzen Wolke« Melancholie⁴, und das extrem unspektakulär und mit denkbarer Kunstlosigkeit.

Doch Vorsicht, man darf sich nicht täuschen. So wenig, wie Mands Erzählungen autobiografisch sind (worauf der Autor hinweist), so sehr ist diese äußere Schmucklosigkeit Kalkül. Was oft so holprig und kunstlos

verknüpft erscheint, ist in Wirklichkeit mit großem Aufwand in Szene gesetzte Authentizitätsprosa. Es gibt keinen Zierrat, keine Rhetorik, keine Effekte, keine Dramatik, keine Sentimentalität, nicht einmal einen auf Originalität abzielenden Schreibstil. Stattdessen gibt es nur Evidenz und Momente kruder Wirklichkeit, die es dennoch in sich haben. Die Tragik lauert in den kleinen Blicken und Gesten, in den unscheinbaren Augenblicken, die zusammen ein bewegendes Bild aufzeigen. Durch solche Stilmittel und sprachlichen Defizite werden Mand's Akteur:innen individueller charakterisiert als durch ausführliche äußerliche Beschreibungen. Mand liebt seine schwachen, durchschnittlichen Figuren und lässt in rudimentären Dialogen oft nur noch emblematische Floskeln stehen.

Für Helmut Schödel (Süddeutsche Zeitung) ist *Der zweite Garten* ein Buch über das »Ende des alternativen Gedankens«⁵: »Es ist diese herrschende Alternativlosigkeit ... Man wollte nicht mitmachen und sich nicht verkaufen, anders sein, aber dann kommen die Ferien und es darf wieder mal nichts kosten.«⁶ Und: »Andreas Mand schreibt ausführlich und dabei überraschend spannend auf 366 Seiten auf, was wichtig ist in Minden, und erklärt damit, worum es hauptsächlich im Leben nicht gehen sollte. Er zeigt ein Leben in der Ebene, höhepunktlos. Das Banale wird zum Banalismus, zum System, das über alle andere Systeme triumphiert.«⁷ *Der zweite Garten* sei »klipp und klar ein offenes Wort zur Lage«, heißt: Der Erzähler ist dort gestrandet, wo er nie hinwollte. In dieser Hinsicht entbehrt der Text nicht einer gewissen Tragikomik. Für Schödel ist *Der zweite Garten* sogar ein »ziemlich komischer Roman«.⁸

Oder ist doch alles nur Spiel? Führt der Erzähler den:die Leser:in an der Nase herum und ist durchaus zufrieden mit seinem Los? Der passivduldsame Protagonist will im Grunde genommen nur in Ruhe gelassen werden und sich zum Schreiben oder zur Lektüre zurückziehen. Fühlt er sich nicht sogar geborgen? Wir geraten ins Grübeln und Psychologisieren, wenn wir lesen:

Praktisch jeden Morgen sitze ich vor meinem Heft und stelle staunend fest: Ich kann ja machen, was ich will. Jemand wird es drucken und jemand anderes, 'tschuldigung, es lesen. Den Moment möchte ich gern noch etwas auskosten. Genau diesen Moment hier, an einem etwas durchwachsenen

Sommermorgen um halb sieben, während [seine Söhne] Moritz und Uwe noch schlafen und Miriam sich zum Laufen vorbereitet. (S. 285)

Eigentlich müsste Andreas Mand der Kultautor seiner Generation sein, bemerkt Schödel, man habe es bei ihm mit einem »noch immer unterschätzten, wichtigen Chronisten deutschen Alltags«⁹ zu tun. Aber jene Generation, die er beschreibe, stecke inzwischen tief im Gewöhnlichen fest, während der Rest, der noch am Zaun repariere, keine Bücher mehr kaufe. So sei Mand zum Exponenten einer verschwundenen Altersgruppe geworden, die sich davongemacht habe. Detlef Kuhlbrodt, Rezensent der *taz*, ergänzt: »Anfangs war mir das Buch wahnsinnig langweilig vorgekommen; später genoss ich die unspektakuläre Gemächlichkeit des zweiten Gartens. Der erste Garten war der, von dem Joni Mitchell in ihrem ›Woodstock‹-Lied gesungen hatte.«¹⁰

Der zweite Garten ist, gemessen an gängigen Lektüren, ein vollkommen untypisches Buch. Ein Werk, das dem:der Leser:in viel abverlangt, weil es, wie erwähnt, auf erzähltechnisches Raffinement ebenso wie auf einen üblichen Plot verzichtet.

Zum Schluss erwartet den:die Leser:in dann aber doch noch ein gemäßigtes Happy End. Denn das Buch, über dessen Entstehung der Erzähler seitenlang lamentiert und dessen Abschluss er immer wieder beschworen hat, ist tatsächlich fertig geworden und tritt nun vor das Auge des:der Lesers:Leserin. Der gestresste Ich-Erzähler kann entspannen:

Heute kann ich das Buch beenden, dachte ich, als ich aufwachte und durch die geöffnete Balkontür den Regen rauschen hörte. Alles andere geht im Regen nicht. Irgendwann hört er wieder auf, und wenn nicht, auch egal, ich mag ihn ja. ...

Es ist wunderbar, an einem Regenmorgen im Bett zu liegen und sich zu sagen, dass man ja gar nicht aufstehen muss, oder nur, um keine Rückenschmerzen zu kriegen. (S. 364)

»Und wie geht es weiter?«, fragt man neugierig. Wir sind gespannt. Gibt es doch noch einen Hoffnungsschimmer? Die Moral der Geschichte könnte lauten: Literatur ist ein Medium der Selbsttherapie – mögen die Begleitumstände auch noch so widrig und misslich sein. Ohne die Gabe

zur Formulierung würde – verbleibt man in der Logik des Romans – das Ich vermutlich ganz im stupiden Trott versinken, fehlte ihm jene Instanz, die ihm erlaubt, auf Distanz zu gehen, um all dem Jammer, zumindest temporär, verbal zu entkommen.

Anmerkungen

- 1 Andreas Mand: *Das rote Schiff*. Augsburg 1994, S. 157.
- 2 So Willi Winkler in seiner Rezension des Buchs *Das rote Schiff*, in: *Südwestfunk Hörfunk Literatur*, Sendung vom 01.03.1995.
- 3 *Pech später Geburt. Andreas Mand erzählt von der Unlust, erwachsen zu werden*, in: *Der Tagesspiegel* vom 22.01.1995 (Rezension zu *Das rote Schiff*).
- 4 Willi Winkler, in: *DER SPIEGEL* vom 20.05.1996.
- 5 Helmut Schödel: *Zerrupft im Nest. Der Held in Andreas Mand's Roman »Der zweite Garten« hat den Anschluss ans Leben verpasst und sucht dafür einen Schuldigen. Der ist leicht zu finden: Minden, die Stadt, in der er wohnt. Das ist Stoff für einen ziemlich komischen Roman*, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 22.06.2016. Online unter: <https://www.sueddeutsche.de/kultur/deutsche-provinz-zerrupft-im-nest-1.3045773> (zuletzt abgerufen am 28.10.2020).
- 6 Ebd.
- 7 Ebd.
- 8 Ebd.
- 9 Ebd.
- 10 Detlef Kuhlbrodt: *Alles an diesem Leben hätte ich fassungslos angestaunt*, in: *taz* vom 19.03.2016. Online unter: <https://taz.de/!5285548/> (zuletzt abgerufen am 21.10.2020).

Inhalt

Vorab	9
WELTSCHMERZ in Anton Mathias Sprickmanns Autobiografie <i>Meine Geschichte</i> (1787ff.)	11
TODESÄNGSTE in Annette von Droste-Hülshoffs Werken und Briefen	22
INNERE ZERRISSENHEIT – Christian Dietrich Grabbes Briefe	39
SCHIZOPHRENE GEWALT in Peter Hilles Erzählung <i>Ich war der Mörder</i> (1888)	56
TÖDLICHER WAHNSINN in Gustav Sacks Romanfragment <i>Paralyse</i> (1913/14)	69
PSYCHIATRIEERFAHRUNGEN in Lebenszeugnissen Jakob van Hoddis’ und Gustav Sacks (1912/1916)	84
PERSÖNLICHKEITSSPALTUNG in Adolf von Hatzfelds Erzählung <i>Franziskus</i> (1919)	92
DROGENABHÄNGIGKEIT in Paul Schallücks Roman <i>Die unsichtbare Pforte</i> (1954)	103
TRAUMATA in Peter Paul Althaus’ Gedichtband <i>Wir sanften Irren</i> (1956)	114
DESTRUKTIVER NARZISSMUS in Heinrich Schirmbecks Roman <i>Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey</i> (1957)	127

MORDFANTASIEN in Thomas Valentins Roman <i>Hölle für Kinder</i> (1961)	146
UNBEWÄLTIGTE SCHULDKOMPLEXE in Jenny Alonis Roman <i>Der Wartesaal</i> (1969)	156
GEFÜHLSCHAOS in Karin Strucks Roman <i>Klassenliebe</i> (1973)	164
UNBEWÄLTIGTE VERGANGENHEITSERFAHRUNG in Rainer Horbelts Roman <i>Die Zwangsjacke</i> (1973)	174
ENTFREMUNG in Sozialreportagen von Max von der Grün	182
RADIKALE SELBSTENTBLÖSSUNG in Ernst Müllers <i>Mancha</i> -Romanen (1982-1996)	190
HALLUZINATIVE WELTFLUCHT in Werner Zilligs Roman <i>Die Parzelle</i> (1984)	200
REALITÄTSVERLUST in Wolfgang Welts Romanen <i>Peggy Sue</i> (1986), <i>Doris hilft</i> (2009) und <i>Fischsuppe</i> (2014)	205
HILFLOSIGKEITSGEBÄRDEN in Walter Liggesmeyers Gedichtband <i>Schwarze Zeit</i> (1989)	218
IDENTITÄTSVERWIRRUNG in Erwin Grosches Theaterszenen und seiner Krimi-Groteske <i>Alle Gabelstaplerfahrer stapeln hoch</i> (1993)	227
GEWALTFANTASIEN in Ludwig Homanns Erzählungen und Romanen	242
KREBSERFAHRUNG (1) in Hans Dieter Schwarzes Roman <i>Rote Vogelschwärme</i> (1994)	251
ÜBERSPRUNGSHANDLUNGEN in Jörg Uwe Sauers Roman <i>Uniklinik</i> (1999)	256

IDENTITÄTSVERLUST in Martin Jürgens' Inszenierung von Robert Walsers Roman <i>Jakob von Gunten</i> (2000-2002)	266
KRANKHAFT OBESSIONEN in Judith Kuckarts Romanen <i>Kaiserstraße</i> (2006) und <i>Der Bibliothekar</i> (1998)	280
KREBSERFAHRUNG (2) in Michael Klaus' Romanen <i>Totenvogel Liebeslied</i> (2006) und <i>Tage auf dem Balkon</i> (2009)	288
SELBSTENTFREMUNG in Hans-Ulrich Treichels Romanen <i>Anatolin</i> (2008) und <i>Der Verlorene</i> (1998)	298
MUTTERVERLUST: Peter Wawerzineks Roman <i>Rabenliebe</i> (2010)	305
MINDERWERTIGKEITSGEFÜHLE in Andreas Mands Roman <i>Der zweite Garten</i> (2015)	321
DEPRESSIONEN in Tobi Katzes Roman <i>Morgen ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet</i> (2015)	331
NAHTODERFAHRUNG in Nina Georges Roman <i>Das Traumbuch</i> (2016)	345
TODESSEHNSUCHT in Tim Krohns gleichnamiger Erzählung (2017)	356
NO-RESTRAINT – Andreas Kollenders Roman <i>Von allen guten Geistern</i> (2017) über Ludwig Meyer, einen Pionier der Psychiatriebewegung	363
LEBENSÜBERDRUSS in Christoph Höhtkers Roman <i>Das Jahr der Frauen</i> (2017)	379
POSTTRAUMATISCHE BELASTUNGSSTÖRUNGEN in den Romanen Klaus Märkerts (2009-2019)	384

GRÖSSENWAHN in Jan Philipp Zymnys Roman <i>Grüß mir die Sonne</i> (2017)	395
AMNESIE in Christian Y. Schmidts Roman <i>Der letzte Huelsenbeck</i> (2018)	403
BINDUNGSLOSIGKEIT in Susan Krellers Jugendroman <i>Elektrische Fische</i> (2019)	413
SUIZIDGEFÄHRDUNG in Burkhard Spinnens Roman <i>Rückwind</i> (2019)	418
PHOBIEN in Helge Timmerbergs Reiseroman <i>Das Mantra gegen die Angst</i> (2019)	425
ADHS-SYMPТОМАТИК in Thorsten Nagelschmidts Roman <i>Arbeit</i> (2020)	431
VERLUSTERFAHRUNGEN in Michael Roes' Essayband <i>Melancholie des Reisens</i> (2020)	434
GESPALTENE WAHRNEHMUNG in Timon Karl Kaleytas Roman <i>Die Geschichte eines einfachen Mannes</i> (2021)	447
Dank	461